

Der Tau.

Dem Polnischen nachgezählt von St. Goldenring. (Schluß.)

Es laute. Einer jener im Süden unermüdet durchbrechenden warmen Sonnentage, die mitten im Winter an den sanften Frühling erinnern. Die trügerische, unmaßvolle Frühlingserregung machte sich besonders im Hafen bemerkbar. Im Nu veränderte sich die graue, einmütige Stimmung in eine lebensfreudige. Die Schiffe erzählten von ihren Wanderungen über fremde Meere, von den Zauberkräften der tropischen Länder.

Ein großes Dampfschiff rüstete sich zur Abfahrt. Die Menschenmenge, die sich auf dem Verdeck und an Bord drängte, nahm sich aus wie ein unruhiger Ameisenhaufen, und ebenso brodelte es unten. Aus dem allgemeinen Stimmengewirr tönte durchdringliches Schluchzen und Weinen hervor. Vergebens bemühten sich das Getöse des Hafenlebens, das Pischen des Dampfes, das Pfeifen der Lokomotiven diese qualvollen menschlichen Klagen zu überdecken. Sie vereinten sich nicht mit dem erregten, fehmachtvollen Chor, als wären menschliches Leid und das gewöhnliche Hafenleben einander fremd. Erst das durchdringliche Dampfersignal überzog alle Stimmen mit einer traurigen Welle und erschütterte die Luft wie eine strenge, düstere Drohung.

Während das junge Mädchen von ihrer Freundin Abschied nahm, und sie unter Tränen küßte, stand der Künstler abseits, mit der seltsamen, ihm unbekannten Empfindung, daß er hier überflüssig sei, mit dem Gefühl eines Schuldbewußtseins und einer bangen Sehnsucht. Deshalb wurden diese Hunderte von Menschen, die sich an Bord des eisernen Giganten drängten, verfolgt, gequält und vertrieben? ... Was haben sie verbrochen? Diese Frage, die plötzlich vor seinem Geiste auftauchte, gewann eine solche Bedeutung, daß er beinahe bedauerte, hierher gekommen zu sein. Angesichts dieser Frage erschien ihm seine ganze Kunst ein falsches, leeres Spiel.

Aber in dem Gefühl, das er für diese unglücklichen Menschen empfand, war kein Mitleid; eher empfand er eine Zufriedenheit mit sich selber, und der Dämon, ihnen zu helfen. Ihre angstvolle Demut schien ihm erniedrigend für Menschen. Und als der Dampfer sich vom Ufer entfernte, sagte er zu dem Mädchen: „Diese Menschen sind Sklaven, und deshalb wird ihr Schicksal, wo immer sie auch sein werden, ein menschliches sein.“

An den Wimpern des Mädchens hingen noch Tränen. Ihre Brust wogte noch vor Erregung, aber sie judte bei diesen Worten zusammen und erwiderte erregt: „Nein, wir sind keine Sklaven, wir sind nur unglückliche, waffenlose Menschen.“

„Warum sagen Sie „wir“, wenn Sie von ihnen sprechen?“

„Die sollte ich anders sagen? Ihre Seele, ihr Leben sind mein Leben, meine Seele.“

„Die kommen Sie zu dieser Anschauung. Sie sind ja noch ein Kind.“

„Ja?“ Sie lächelte bitter. „Aber was ich gelitten habe, reicht für ein Menschenleben aus. Wer gehen hat, wie vor seinen Augen Kinder getötet wurden, der durchlebt in einer Stunde Jahrzehnte. Diese Greuelkaten zu sehen, ist schlimmer, als selbst getötet zu werden, denn den Lebenden bleibt die Erinnerung, die schlummer ist, als alle Fein.“

Bestürzt hörte er diese Worte, die wie Funken von ihren kindlichen Lippen sprühten. Ihre heftige Stimme erregte ihn unbearbeitlich. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er diesem Mädchen gefolgt war, die er scherzweise seine Beatrice genannt hatte. Er mußte heute abend spielen, und das soeben Erlebte raubte ihm die Ruhe, deren er bedurfte, wie er glaubte, um sich während des Spiels zu beherrschen.

Er vermochte sich nicht zurückhalten und sagte: „Ja begreife nicht, warum Sie sich freiwillig diese Abschiedsqualen auferlegen.“

„Wie könnte ich es anders ... Es sind doch meine Schwestern, meine Brüder.“

„Aber diese Schwestern und Brüder überlassen Sie hier derselben Pein.“

„Ich könnte mit ihnen gehen, aber ich will nicht.“

„Das verstehe ich schon gar nicht.“

„Sie sind ein Künstler und verstehen es nicht?“

„Warum muß ein Künstler es verstehen?“

„Weil ... weil ...“ stammelte sie, nach Worten suchend, „weil ein Künstler sein muß, wie jenes Schiff, das dort draußen auf den Meereswellen wagt. Er muß in sein Herz die ganze Schande seines Volkes aufnehmen, dessen Gedanken und Empfindungen und das alles nach jenen Ländern übertragen, wo sie von den Duaken ausbreiten können. Mögen seine Lieder stolz sein wie jenes Schiff.“

mögen sie auf den Wellen der menschlichen Tränen wagen, wie das Schiff, das sie von den Ufern davonträgt, wo blutige Gespenster leben.“

Mit weitgeöffneten Augen vernahm der Künstler diese aus dem Munde des jungen Kindes erklingenden Worte. „Gott! Wenn ich spielen könnte wie Sie!“ rief sie, „ich würde alle Menschen zu Weibern machen.“

Er betrachtete das zarte, gebrechliche Wesen und fühlte sich vor ihm klein und fast besiegt.

Sie gingen aus dem Hafen zur Stadt hinaus; das Schiff hatte sich nur vom Ufer entfernt und stand nun da, um noch die letzten Vorbereitungen zur weiten Fahrt zu treffen. Hier, außerhalb der Stadt, wo sie jetzt standen, war es so still und friedlich, daß man nicht an menschliche Schlechtigkeit und menschliches Leid glauben mochte.

Der trügerische Tag ging zu Ende. Ein blauer Dunst hing über dem Meer, rosig schimmerten die Segel in der untergehenden Sonne. Nur am Ufer glitzerte das Wasser in hellem Grün. Aus der Stadt drang wogendes Geräusch herüber ... Einzelne Stimmen wurden vernehmbar ... Die Fischer lehrten vom Fischfang zurück; in ihrer laulosen Bewegung auf dem durchsichtigen, stillen Wasser lag etwas Feierliches und Sanftes.

Der Künstler erkannte sich nicht wieder. Es schien ihm, als sehe er einen hellen Traum. Eine seltsame Sehnsucht bemächtigte sich seiner. Er blickte das Mädchen an. Sie wandte ihm das Profil zu, von dessen zarten Linien eine fast heilige Keuschheit ausging. Es schien ihm, als wäre dieses Mädchen von der Vorlesung zu einem rettenden Zweck geschickt. Noch wußte er selber nicht, was mit ihm vorging, doch war seine Seele schon von der Ahnung von etwas Neuem umfungen. Plötzlich hörte er Gesang. Es waren Kinderstimmen, die immer lauter ertönten; bald konnte man Melodie und Worte unterscheiden. Die Sängler, vier kleine Knaben, näherten sich, blieben stehen, und sehten, auf das Meer blickend, den Gesang fort.

„Was ist das für ein Lied?“ fragte der Künstler flüsternd.

„Ein einfaches jüdisches Volkslied. Ein Lied von dem Schicksal des jüdischen Volkes. Es erzählt von einem Wanderer. Eifriger Regen durchdringt seine zerrissenen Kleider, der Wind dringt ihm bis auf die Knochen. In den armen Hütten leuchten freundliche Lichter, aber er wagt es nicht, ihre Schwelle zu betreten. Wie Hunde bewachen den traulichen Herd. Stolpernd zieht der Wanderer dahin; gleich nächtlichen Schritten eilen alle Erinnerungen ihm in dunkler Finsternis nach. Auch er hatte einst ein eigenes Heim, auch er hatte Familie und Kinder ... Doch immer vorwärts eilt der Wanderer, trotz Angst und Finsternis, weiter lenkt er seine Schritte zu einem Unhold, der ungeschuldiges Blut trinkt. Er nähert sich ihm und reißt ihm mit seiner Hand das Herz heraus. Gleich einem goldenen Gefäß wirt er es einem hungrigen Tier in den Magen, dieses stürzt auf ihn zu, packt ihn mit seinen Krallen, reißt von seinem heißen Blut ... und von nun an taucht alle menschliche Bosheit für alle Zeiten in ewiger Nacht unter.“

„Knaben!“ rief sie plötzlich mit heller, feierlicher Stimme. „Kommt, laßt uns dem Herrn unser armes, wildes Lied vorsingen.“

Wald gesellte sich den vier Stimmen, die das Lied begonnen hatten, eine helle, volltönende hinaus. Als sie zu Ende waren, fühlte der Künstler, daß seine Augen feucht von Tränen waren.

An diesem Abend spielte er nicht wie sonst. Aus seinen Augen fielen Tränen auf die Tasten. Und die letzten Töne der „Mondschein-Sonate“, die er spielte, verklangen schluchzend, wie göttliche Worte.

Und alle menschliche Bosheit wird in tiefer Nacht und Finsternis untertauchen.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches für Feldgrane.

Der Krieg, wie man ihn früher verstand, war für den Soldaten sicherlich die allerungeeignete Zeit zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Der Stellungskrieg hat dies gründlich geändert; er gibt einer großen Zahl von Feldgrauen immer wieder Gelegenheit, sich nach einer Beschäftigung umzusehen. Daß diese sich auch in dem Streben nach Befriedigung eines ständig anwachsenden Lebensbedürfnisses äußert, ist eine der erfreulichsten Nebenwirkungen dieses furchtbaren Krieges, um so erfreulicher, als dieses gesteigerte Lebensbedürfnis (von dem jeder Kunde hat, der in regem Briefwechsel mit der Front steht) mit dem Kräftegang gewiß nicht erlöschen, sondern dauernd nachwirken dürfte.

Von den Druckschriften, die der erwähnten Erscheinung entgegenzukommen suchen, machen die vom Rhein-Mainischen Verband für

Vollbildung herausgegebenen „Deutschen Feld- und Heimatbücher“ des Verlags V. G. Teubner in Leipzig einen günstigen Eindruck. Sie bestehen aus einzelnen (für je 40 Pf.) hundert Seiten von je ungefähr drei Druckbogen Stärke. Die ersten fünf Hefte behandeln die Naturwissenschaften im Kräfte, nämlich je eines die Mathematik, Physik, Chemie und Technik im Kräfte; das fünfte Heft ist „Natur und Krieg“ betitelt. Zum Verständnis der mathematischen Ausführungen des ersten Heftes, z. B. beim Abschnitt über das „Entfernungsmessen“ reicht übrigens die Volksschulbildung aus. Die anderen Hefte legen eher noch weniger voraus. Die Abschnitte über den Luftwiderstand, über einseitige Geschosablenkungen, Zielen und Treffen, astronomische Ortsbestimmung, über das Scherenfernrohr, über die Uebermittlung von Nachrichten im Felde, über Wetter und Wettervorherberge, über die Gesteine der Erdoberfläche usw. sind bei aller Kürze sehr verständlich und belehrend geschrieben. Es ist überhaupt ein ziemlich großer Stoff mit viel Gehalt auf kleinem Raum bei guter Anordnung betätigt worden, wobei es auch nicht an einfachen, klaren Abbildungen fehlt. Die Verfasser sind Schulinspektoren, Oberlehrer und Ähnliche, an sich durchaus berufen und sachkundige Personen. Hier und da ließe sich aber die Darstellung leicht noch verständlicher machen. Zu diesem Zwecke sollte der Verlag den Inhalt vor dem Druck von einem „ganz gewöhnlichen“ Praktiker durchsehen und verbessern lassen, der genau weiß, wie das Volk spricht und denkt.

Aber gleichwohl, die Händchen sind auch so sehr empfehlenswert! L. L.

Rekruten als Kriegsgegner.

Unter den englischen Wehrpflichtigen, die vor den Untersuchungsämtern erscheinen und ihre Befreiung vom Heeresdienst fordern, gibt es viele Anhänger der Friedensbewegung, die gerade Worte für die Verteidigung ihres Ideals finden. Daß sie damit einen unmeßbaren Erfolg haben, beweisen zwei Fälle, die in englischen Blättern mitgeteilt werden. Erschien da ein zwanzigjähriger Junger, „seiner Mutter einziger Sohn“, der erklärte, er werde es nie und nimmer mit seinem Gewissen vereinbaren können, auf einen Zeppelin zu schießen. Wenn aber der Zeppelin gerade über Ihrem Hause stünde und eine Bombe darauf herabwürfe und Sie an der Abwehrkannonen wären, was würden Sie tun? fragte der Beamte. „Ich könnte den Zeppelin doch nicht aufhalten“, war die Antwort. „Und wenn Sie damit das Leben Ihrer Mutter und Ihrer Schwägerinnen retten könnten, würden Sie dann auch nicht schießen?“ „Nein“, antwortete der Junger. Er wurde daraufhin „nur vom Dienst mit der Waffe befreit.“ Ein anderer, der seine durchaus friedliche Weltanschauung vor dem Untersuchungsamt gehörig zur Geltung brachte, war ein Schullehrer aus Eastbourne, der angab, er sei ein Christ in jenem ursprünglichen und internationalen Sinne, daß er nur das Gesetz der Liebe, des Friedens und des Mitleides anerkenne und den Krieg verabscheue.“ Da die Untersuchungskommission der Ansicht war, daß er diesen Grundsätzen am besten beim Roten Kreuz thätigen könne, wurde er ebenfalls vom Dienst mit der Waffe befreit. (c)

Notizen.

— Vorträge. Auf Veranlassung des Vereins für Volkshygiene spricht Freitag, den 10. März, im Bürgeraal des Berliner Rathhauses, Eintrag Königstraße, Prof. F. F. Richter über „Die Bedeutung der Sonne für Gesunde und Kranke“. Beginn genau 8 Uhr. Eintritt frei. — Heber „Jugendbücher“ spricht am Freitag, den 10. März, Direktor Dr. Adertnedy im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Potsdamer Str. 120). Beginn 8 Uhr. Eintritt frei.

— Eine Gedächtnisfeier für Hermann Kraatz veranstalten am Sonnabend, den 11. März, dem Geburtstag des für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Anthropologen, Humboldt-Akademie und Freie Hochschule im Dorotheenstädtischen Realgymnasium, Dorotheenstr. 12, abends 8 Uhr. Dr. Heildorn wird die Verdienste Kraatzs um die moderne Anthropologie würdigen und dann einen Lichtbildvortrag über „Die Rassen und Kultur der Urzeit“ halten. Der Zutritt ist unentgeltlich.

— Zweimalige Kartoffelernte im Jahre 1915. In einer Gemeinde des landwirtschaftlichen Bezirksvereins Sud-Reichenhain ist es nach der „Zeitschrift für Spiritusindustrie“ zwei Landwirten gelungen, im Jahre 1915 zweimal Kartoffeln auf demselben Acker zu bauen. Anfang April wurden auf gut gedüngtem Acker frühe Rosen gelegt und vor dem 10. Juli geerntet. Etwa Mitte Juli wurde derselbe Acker dann gut mit Jauche gedüngt und beiegt und gepflügt wie vordem. Ende Oktober wurde die zweite Ernte dem Acker entnommen und der Erfolg war über alles Erwarten günstig.

Der Sang der Sakije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten. Von Willi Seidel.

Von seinem Bett aus starrt er in das Dunkel, und es gelingt ihm nicht, sich mit dem Zauberwort „maalosh“ über die Demütigung hinwegzusetzen, die er gewittert, und die er sogar bei manchen Gelegenheiten in formloser Weise an sich erfahren: — Eine hell kreischende Stimme lebte in seinem Ohr auf, eine Stimme, die ehemals sein Gebet gerufen, und die er haßt.

Und mit immerstem Erschrecken empfindet er gleichwohl die fortwirkende Macht jener Stimme, denn seitdem scheint es ihm eine Erniedrigung zu sein, dem Nitus zu trönen, und er spürt sich als hilflosen Zwitter, hin und her schwankend zwischen der europäischen Seele, die nur unbedingte Herrschaft über ihre Umgebung feunt, und den Instinkten seiner Rasse, die sich immer noch durch die Löcher, die der Farniß freiläßt, aufzubäumen trachtet ...

So ist er in zwei Teile zerrissen, und das tat ihm weh und verjezt ihn gleichwohl in eine dunkel abenteuernde Reue. Es gibt zwei Dauds. Der eine ist habgierig und tierhaft; seine Kopfzier ist ein Tarbusch; er steckt im Kreis der Wafa und jenes ersten Weibes. Er unterhält sich sonor und fordtal mit einem Schuhputzer, einem Losverkäufer wie mit seinesgleichen in vulgärem Dialekt und versteht so herzlich und bröhnend zu lachen, wie nur je ein Araber niederer Rasse gelacht hat. ... Der andere aber ist penibel empfindlich und nimmt, englischen Agent in der Geste, stundenlang auf Shepherds Terrasse Kaffee oder Spirituosen zu sich; vielleicht läßt er sich herbei, einen Judringling, einen Knaben aus der Plebs, wie sie die kühlere Tageszeit vor die Lokale schwemmt, mit einem Fußtritt abzulohnen. ...

Den Punkt der Spaltung fühlt er wie eine Wunde! Er kennt diesen Punkt; er starrt ihn, aus seiner Herzensbeschränktheit heraus, bisweilen hoffnungslos an, wenn er kurz zuvor eine der schmerzlichen Erfahrungen gemacht; ist er jedoch bei seinesgleichen, so kann man ihn nicht einmal den Eindringlichen nennen unter diesen Blinden! Kleine Handlungsgehilfen und Orientbummler ohne Beruf — sie sind in jedem Belang echter, sind echter Briten oder Franzosen als diese

jungen Tarbuschträger, als diese billigen Baumwoll-, Seide- oder Tabakspinnern mit ihrem stetigen Debacle vor dem Versuch, die europäische Tradition gegen die eigene einzuhandeln ...

Alles läßt sich einhandeln, warum nicht auch dies? Warum werde ich, warum werden diese liebenswürdigen jungen Leute hier nicht als Gleichgestellte angesehen, woher (und Fluch darüber!) kommt der stetige jämmerliche Zwang des Schielenmüssens auf das, was diese Eindringlinge tun? Zum Henker mit diesem Zwang! — Und doch, jedes weiße Kind, wie es dort mit seinem eigensinnigen Herrschertummen eine Gasse in den Verlehrsprengel, ist drollig und höchst verehrungswürdig zugleich — es bleibt nichts übrig, als etwas albern lächelnd in seinem Kielwasser zu gehen und ihm nachzufolgen wie vor Jahren der Jane Aldridge über die Brücke Kasr-el-Nil ... Ja, und jetzt? — Man fühlt sich geschmeichelt, wenn man von jener Seite einen anerkennenden Schlag auf die Schulter erhält, und heißt stillschweigend die Zähne zusammen, wenn man statt dessen zufällig einen Tritt bekommt:

Einen Ausweg gibt es, eine Lösung, wohl wert, mit allen Fibern daran zu glauben: Geld, und nochmals Geld.

Es dem Rhetorikern gleichzutun, das ist das einzige: sich in großem Stil zu bereichern! Dann bekommt man einen Teil des Heftes, das jene halten, mit in die Hand, und sie können es nicht hindern. Man kann alles kaufen, warum soll man sich nicht auch die Gleichstellung als Mensch erkufen können, wenn man nun einmal um jeden Preis darauf ver-fessen ist??

Die Mutter.

Was weiß man von den kindlich-zähen Fingern, den tappenden Händen, den vertrauensvollen Griffen, den weich an Burnusfalten gedrückten Körper arabischer Kinder? In Dunst und Lärm schlummern sie, hin und her geschüttelt, auf den Schultern ihrer zermürbten Mütter, die einen Korb voll Kohl oder Kürbissen auf den flachen Hirnschalen tragen, um die die Sorge ihren dumpfen Ring geschmiebelt, und in denen die kümmerlichen Gedanken stundenlang um ein Kupferstück freisen ...

Und das schmutzige, nackte Kind umklammert den Hals, umklammert ihn wie ein Affenjunge mit aller atavistischen Tier des Heimatgefühls, nahe dem Zuspruch des Pulses in der mütterlichen Halsschlagader, um die es seine Arme

preßt; die Weichen schließen sich, an den Knöcheln mit dem Spielzeug einer silbernen Spange beschwert, wild und zäh um die Schulter, bohren sich in die Falte der Abaja ein mit einwärts gekrümmten Sohlen und unbewußt fingernden Zehen. ... Es ist schmutzig, es ist fliegenüberwimmelt, es ist ein großköpfiger, erbotter Wechselbalg, ein denkbar überflüssiges Geschöpf, und doch sagt es: „Mutter!“ — Und sie nährt es, prügelt es und schleppt die Last mit sich herum; sie stopft ihm Zuderrohr in den Mund, das sie mit Vorsorge bespreichelt hat; sie duldet keinen Unrat, seine kleinen, glatten Muskeln, seine tobenden Ansprache; sie nennt es Geschenk des Erbarmers und zieht es groß ...

Und wenn es strampeln kann, bekommt es ein Rappchen und ein Leinenhemd, über das es ständig stolpert; dann nimmt es den Zipfel in den Mund und lernt laufen. Es sammelt im Staub; sein Dasein spielt sich unter den Mauern oder im Licht der Bogenlampen ab; es kriecht unter den Füßen durch und bettelt mit weinerlicher Ragenstimme. Oder wenn es besserer Rasse ist, erhält es einen Miniaturtarbusch und viel zu große Stiefel, Erbstiefel, in die es hineinwächst, und lenkt den tappenden Schritt seines blinden Großvaters unermüdet durch das Gedränge der Mouski ...

Oder es sitzt in einem Harem in der seidenen Mulde zwischen zwei gespreizten prallen Knien und verlangt nach einer blauen Brustwarze, die es irgendwo hinter einem Wirrwarr von Ketten wittert; sie wird hervorgeholt, und es versinkt in eitel Duft und Legung. Vielleicht spielt man dann mit ihm, besingert es, findet es fett; leise Kehlstimmen lachen über seinen Trost, und mehrere braune Frauen nähern sich und wollen es säugen, selbst wenn es längst zu schlafen begehrt ...

Es sind vielleicht verwirrend viele Brüste da, an denen es sich gelabt hat. Es sind vielleicht viele weiße Hände da, die es tätscheln und an ihm zeren. Es sind vielleicht viele Stimmen da, die sich weich oder kreischend streiten, wenn es als Spielzeug dienen soll. Aber es gibt nur eine Stimme, die es kennt, nur eine Brust, die ihm ganz behagt, und zu ihr findet es unfehlbar zurück; es kriecht und kämpft sich durch, an all den farbigen Säulen, den Weisenkläuten, den Puderbüchsen, den Braunweischachteln vorbei, bis es leise aurrend zu seiner Quelle zurückgefunden hat, bis es wieder bei seiner Mutter ist.

(Fortf. folgt.)

